Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 37 (1961-1962)
Heft: 9

Artikel: Meistern wir die Technik? Verpestete Luft - ein Fortschritt?
Autor: L.A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073962

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

VERPESTETE LUFT — EIN FORTSCHRITT?

Unser Wasser ist in Gefahr. Fachleute und wirkliche Realisten haben das seit Jahren gesagt. Jetzt hat sich erwiesen, daß diese als «Idealisten» und Naturschwärmer belächelten Männer recht gehabt haben. Politik und Wirtschaft sehen ein, daß etwas geschehen muß, und zwar sehr bald, wenn sich die Segnungen der Zivilisation – leichtgläubig «Fortschritt» getauft – nicht als schweres Verhängnis für ein Lebenselement erweisen sollen.

Was sich da abgespielt hat, droht jetzt auch dem Element Luft. Einzelfälle, wie im Fricktal und im Rhonetal sind für die Betroffenen traurig genug und für jene, welche die Ursache dazu setzen, beschämend. Es kommt aber bereits darüber hinaus zu einer allgemeinen Luftverpestung. Schon der Geruch der Ölheizung, der in der modernen Stadt während des ganzen Winters umgeht, scheint uns allmählich zum Problem zu werden. Vor allem aber wird im dichten Verkehr der Auspuff der Benzinmotoren zum Alleinherrscher über die Menschen.

In den Auto-Abgasen finden sich u. a. Kohlenmonoxyd und eine Kohlenwasserstoffverbindung, von der man mit genügender Sicherheit annehmen kann, daß sie die Krebskrankheit fördert. In gefährlichen Mengen sind diese Gase bis jetzt vor allem in amerikanischen Großstädten, aber auch schon in Paris aufgetreten. München scheint etwa an der Grenze zu liegen. In Zürich haben die offiziellen Messungen vorerst noch anscheinend ungefährliche Werte registriert. Immerhin sind auch hier Polizisten, wenn sie in engeren Straßen während mehreren Stunden den Verkehr regeln mußten, so an der Kreuzung zwischen Langstraße und Lagerstraße, von Unwohlsein befallen worden. So hat man denn deshalb an mehreren Stellen die erhöhten Verkehrskanzeln, die seinerzeit zur besseren Übersicht über die Fahrzeugschlangen geschaffen worden waren, nun auch an solchen Orten mit besonderer Abgasdichte aufgestellt, obschon es dort wegen des Verkehrs an sich nicht nötig wäre. In der Tat fühlten sich dann die Polizisten dort wieder wohl.

Es gibt offenbar Dinge, auf die der menschliche Organismus noch stärker reagiert als die wissenschaftliche Erhebung. Jedenfalls ist der Gestank für jedermann erkennbar und auch dort, wo medizinische Schäden nicht oder noch nicht feststellbar sind, unerträglich geworden. Die sonst so statistikgläubigen Amerikaner mißtrauen hier den Zahlen.

Die Regierung der USA und manche Regierungen nordamerikanischer Einzelstaaten, zum Beispiel Kalifornien, beginnen einzuschreiten. Die dortigen Automobilproduzenten sehen sich gezwungen, die Automobile mit Nachbrennern zu versehen. Damit läßt sich nämlich, was da an giftigen Gasen über die Menschheit ergossen wird, zu einem großen Teil beseitigen.

In der Schweiz haben wir es nicht in der Hand, Autokonstrukteure zum Anbringen solcher Anlagen auf ganzen Serien zu zwingen. Immerhin könnte man sich überlegen, ob wir den Verkauf von Fahrzeugen bei uns mit der Zeit auch vom Grad der Verbrennung der Abgase abhängig machen sollten. Solche zusätzliche Anlagen könnten ja auch nachträglich angebracht werden.

Vor allem aber lassen sich vorerst auch bei uns die schlimmsten Auswüchse beseitigen. Einzelne Fahrzeuge, vor allem Dieselmotoren und Lastwagen, ziehen blaue oder schwarze Rauchfahnen hinter sich her. Da wird von der Polizei noch viel zu wenig eingeschritten, obwohl das Straßenverkehrsgesetz ausdrücklich

jede «vermeidbare Belästigung» durch Auspuffgase verbietet.

Das Recht hat also auch da jenen Maßstab an die Technik angelegt, der ganz sicher der richtige ist. Soweit der technische «Fortschritt» seine Spaltprodukte – «fall out» auch hier, nicht nur bei den Atombomben – zu bändigen in der Lage wäre und er es trotzdem nicht tut, muß er durch die Hand des Staates dazu gezwungen werden.

Jene Rauchfahnen-Fahrzeuge sind meist ganz einfach verrußt oder falsch eingestellt. Es ist zum Teil bloße Bequemlichkeit einzelner, wenn viele zu leiden haben. Eine Untersuchung der Universität Mainz hat ergeben, daß drei Prozent der Autofahrer, die eine lange Strecke in geschlossenem Wagen zurücklegen, eine Kohlenmonoxydmenge im Blut haben, welche beträchtliche Sehstörungen und andere verkehrsgefährliche Beeinträchtigungen zur Folge haben könnte.

Wenn Öffentlichkeit und Behörden solche Erscheinungen noch lange als «unaufhaltsamen Fortschritt» ansehen, wo es doch nur um technische Fehlleistungen geht, wird auch da wie im Gewässerschutz zu spät etwas Wirksames unternommen werden.

Jeder einzelne sollte das Seine dazu beitragen, daß wir auch im wörtlichen Sinn wieder freier atmen können. Und die Automobilverbände hätten alles Interesse, daß dem verbreiteten Übel gesteuert würde, sind doch die Automobilisten selber in erster Linie von der Luftverpestung betroffen. Wer mit einem gut funktionierenden, modernen Wagen hinter einem stinkenden Roller, Motorrad, Personen- oder Lastwagen herfahren muß, ist dem Übel besonders ausgesetzt. Die Verbände sollten auch jene vielfach zahlreicheren unter ihren Mitgliedern, die von anderen belästigt werden, vor den Mitgliedern schützen, die zu den Belästigern gehören. Es sollen nicht zuerst Menschen krank werden, bis ein Übel bekämpft wird!

Auch die Herstellerfirmen von Produkten und Maschinen, denen Abgase entströmen, sind zu edlem Wettbewerb über die möglichste Vermeidung dieses unliebsamen und zuletzt doch schädlichen Effektes aufgerufen. Die Hüter des Rechts schließlich sollen auch gegenüber technischen Exzessen zum Rechten sehen. Das Gesetz verbietet, wie gesagt, nicht nur die Vergiftung im medizinischen Sinn, sondern schon jede vermeidbare Belästigung. Es geht davon aus, daß es barbarisch ist, den «Fortschritt» auch dort anzubeten, wo er uns das Leben vergällt. Der Mensch soll das Maß sein, nicht der Auspuff! *L. A.*

EIDGENOSSEN IM AUSLAND

An einem Abend spazierte ich, eine in London verheiratete Schweizerin, in einem dortigen Warenhaus herum. Da gewahrte ich hinter einem Biscuitstand eine Dame in der Bernertracht.

Ich war noch neu hier, freute mich, eine Schweizerin zu sehen, und begab mich in ihre Nähe, um an ihrem Akzent zu hören, aus welcher Gegend sie käme. Aber sie sprach so gut englisch, daß das nicht möglich war.

Also, so dachte ich, eine hier in London aufgewachsene Schweizerin. Da kam sie zu mir und pries mir auch Biscuits an.

«Ich bi selber e Schwyzeri», bemerkte ich und hoffte, sie würde jetzt sagen, von wo sie sei. Aber sie staunte nur und fragte mich nochmals auf englisch, ob ich Biscuits wolle.

«I am self a Swiss», versuchte ich es noch einmal. Da wurde sie zuerst verlegen, dann lachte sie: sie mache hier nur Reklame, könne nicht deutsch und verstehe nichts. Da mußten wir beide lachen. M. R., London